

## Theorie in der Krise\*

*Übersicht:* Kritisiert wird die Enge des Denkens in der institutionalisierten Psychoanalyse. Nur das kontinuierliche In-Frage-Stellen eigener Denkgewohnheiten bietet die Chance, kollektive und individuelle Vorurteilsstrukturen in Ausbildung und Behandlung zu erkennen und die Psychoanalyse aus ihrer geschichtslos ideologisierten Erstarrung zu lösen.

Die psychoanalytische Theorie, sagt uns Cremerius, sei in keiner Krise, es gebe nur eine Krise der institutionalisierten Psychoanalyse und ihrer Theorie (vgl. Cremerius, 1986). »Die Theorie«, meint Freud, »tastet sich an der Erfahrung weiter, ist immer unfertig, immer bereit, ihre Lehren zurechtzurücken oder abzuändern« (Freud, 1923 a, S. 229; zitiert nach Cremerius, 1986, S. 85), »sich von empirisch nicht haltbaren Hypothesen zu trennen« (Cremerius, ebd.).

Wie und wann aber lassen sich Theorien von ihren *Urhebern* trennen? Die jeweiligen Begründer einer neuen psychoanalytischen Theorie waren und sind meist darauf aus, um sich herum Gruppen zu bilden, die sich mehr oder weniger bedingungslos als ihre Anhänger deklarieren. Oder sind es die Gruppen, die eines »Führers« bedürfen? Kann sich eine neue Sehensweise überhaupt ohne die Hilfe einer Schule und einer Lehre durchsetzen?

Muß man die unglückliche Entwicklung der psychoanalytischen Schule nur als Folge dessen sehen, daß Freud (in »Massenpsychologie und Ich-Analyse«) zwar die psychologischen Mechanismen in Kirche und Heer analysierte, aber blind gegenüber der eigenen Bewegung und ihren kirchenähnlichen Strukturen war? Sind wir als Institution Opfer des anderen, des autoritären Freud geworden, der sich »im Besitz der Wahrheit« glaubte, und für den es nur *eine* Behandlungstechnik gab, die allein sich bewährt hätte? Ist gerade diese Seite Freuds zum Vorbild für Lehranalytiker und Funktionäre geworden, wenn sie sich — jenseits ihrer analytischen Praxis — mit der hierarchischen und schulisch ausgerichteten institutionellen Ausbildung identifizieren? Aber Freud war ja nun keineswegs nur der autoritäre Stifter einer Bewegung. In seinem Umgang mit

\* Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrages auf der Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung im November 1986 in Wiesbaden.

Bei der Redaktion eingegangen am 25. 6. 1987.

Analysanden und Kandidaten galt er jedenfalls als nicht besonders autoritär, im Gegenteil, er förderte Seminare, Gespräche und vielfältige wissenschaftliche Kontakte, in denen Lehrer und Schüler einander ernst nahmen und gemeinsam forschten. Es gab auch immer zahlreiche Gespräche und Auseinandersetzungen, bevor Freud sich von einem Analysanden oder einem Kollegen trennte, der andere psychoanalytische Ansichten vertrat als er, auch wenn diese neuen Theorien in der Tat nur noch wenig mit der von Freud entwickelten und vertretenen Psychoanalyse zu tun hatten. Er nahm auch bisweilen seine Forderungen nach Gefolgschaft zurück, wenn er auf begründeten Widerstand stieß. So verlangte er von Lou Andreas-Salomé ursprünglich, sie solle sich zwischen ihm und Adler entscheiden, wenn sie an seinen Mittwochabenden teilnehmen wolle. Er war aber sofort bereit, zurückzustecken und auf ihren Einwand einzugehen, daß sie das doch erst könne, wenn sie mehr über die unterschiedlichen Theorien und Arbeitsweisen erfahren hätte.

Die Antwort darauf, warum sich die Institutionen der Psychoanalyse auf vielfache Weise entwickelt haben, läßt sich bei alledem sicherlich nicht nur auf Freud zurückzuführen. In Berlin entstand bekanntlich das erste psychoanalytische Ausbildungsinstitut überhaupt. Es galt als Vorbild für alle anderen später entstandenen Institute. Läßt sich daraus schließen, daß das Elend der Ausbildungsinstitute deutschen Ursprungs ist, traditioneller deutscher Ordnungsliebe und Autoritätsgläubigkeit entspringt? Bis 1933 war das Berliner Institut — wenn auch sicherlich nicht ohne hierarchische Strukturen — eine von zahlreichen interessanten und originellen Persönlichkeiten geprägte Ausbildungsstätte. Sie kamen aus vielen Ländern, wie Ungarn, Österreich, Holland, der Schweiz und waren meist Juden. Erst nach Hitlers Machtübernahme und der Verfolgung oder erzwungenen Emigration der jüdischen Analytiker ging die geistige Lebendigkeit des Berliner Instituts weitgehend verloren. Die deutsche Psychoanalyse hat sich meines Erachtens bis heute von der NS-Zeit nicht erholt. Originelle psychoanalytische Theoretiker, die neue Paradigmata schaffen konnten, von denen es viele in London und USA gab, findet man bis heute in der DPV kaum. In der DPV verbindet sich ein merkwürdiges Duckmäsertum der IPV gegenüber (oder auch deren Idealisierung) mit einer Art sadistischer Lust, kritische Kolleginnen oder Kollegen der heimischen Zunft abzulehnen und auszugrenzen. Das hat die geistige Lebendigkeit der DPV im Laufe der Jahre nicht gerade gefördert.

Meines Erachtens läßt sich dieser Mangel an Kreativität, an Mut und Lebendigkeit der DPV zudem als Folge der Unfähigkeit zu trauern verste-

hen, wie sie auch sonst in der BRD überall wahrzunehmen ist. Wie man sich nach dem Kriege der Trauer- und Erinnerungsarbeit entzog, indem man sich mit dem jeweiligen Sieger in Ost und West identifizierte, an Bündnistreue, Wohlanständigkeit, Unterwürfigkeit jedes andere europäische Land übertraf, so hat sich die mehr oder weniger zerstörte, moralisch angeschlagene DPV mit der mächtigen IPV identifiziert und deren moralische und wissenschaftliche Überlegenheit nicht nur anerkannt, sondern sie auch dazu benutzt, um mit Hilfe dieser Identifikation die eigene Vergangenheit zu verdrängen und sich Selbstachtung auszuliehen. Auf die eigene Entwicklung seit 1933 einzugehen, wurde ängstlich vermieden, und diejenigen, die vor einigen Jahren daran erinnerten, um Trauerarbeit nachzuholen, wurden von vielen als Nestbeschmutzer, Aufrührer, Kommunisten oder ähnliches bezeichnet und zu Außenseitern gemacht. Merkwürdigerweise nahmen auch einige der IPV-Funktionäre an diesem Vorgang teil, offenbar weil sie einen Aufstand befürchteten und (von emotionellem Antikommunismus geprägt) rot sahen, wo es doch nur um Trauer ging und darum, aus der Vergangenheit zu lernen. Die zu Außenseitern Gemachten haben sich weiterhin mit den Folgen versäumter Erinnerungsarbeit beschäftigt, in der Überzeugung, damit etwas dringend Notwendiges zu leisten. Denn wie anders als durch den Versuch, aus der Vergangenheit zu lernen und die Wiederholung des Schrecklichen dadurch — hoffentlich — zu verhindern, kann man als Deutscher so etwas wie Selbstachtung überhaupt wiederherstellen?

Zurück zur Krise der psychoanalytischen Theorie, die, wenn es sie gibt, darauf beruht, daß ihre Begründer dem Irrtum verfallen sind, die ihre für die einzig richtige zu halten. Das zeigte sich in dem Kampf zwischen Freudianern und Kleinianern. Cremerius stellte z. B. fest, daß die Theorie Melanie Kleins sich nach dem Kriege in der DPV nicht durchsetzen konnte, weil es damals hierzulande keine Kleinianischen Lehranalytiker gab.

Ich darf an dieser Stelle daran erinnern, daß ich in den fünfziger Jahren in Heidelberg Seminare über die Theorie Melanie Kleins abgehalten habe, da diese Theorie und ihre Anwendung mir zu wichtigen Einsichten bei der Behandlung meiner Patienten verholfen hatte. Ich nahm in London sowohl an den Seminaren Melanie Kleins wie auch z. B. an denen Anna Freuds und Winnicotts teil. Ich war Gast eines privaten Fallseminars von Kleinianern, zu dem mich Thorner eingeladen hatte. Dadurch gewann ich Einblicke — wie auch durch meine eigene Analyse bei Balint —, die mir die Vielfalt psychoanalytischer Erkenntnissschritte

eröffneten, allerdings wurde mir dabei auch die Sterilität der deutschen Psychoanalyse bewußt, wie sie sich als Folge der Anpassung im Göring-Institut hergestellt hatte.

Natürlich gab es auch bei den Kleinianern Theorien und Begriffsbildungen, mit denen flächendeckende Erklärungsmöglichkeiten für psychisches Geschehen angeboten wurden. Ich erwähne hier nur einige, wie die paranoid-schizoide, die depressive Position und die projektive Identifikation, Begriffe, die Ihnen allen bekannt sein werden. Vereinfacht ausgedrückt, ließe sich von diesen Theorien sagen: wer die depressive Position erreicht hat, ist zu Einfühlung in andere Menschen fähig, erlebt Schuldgefühle und Reparationswünsche; wer in der paranoid-schizoiden Position steckenbleibt, kommt aus seiner Neigung zu projizieren, mitmenschliche Beziehungen nur verzerrt wahrnehmen zu können, zu sich selbst keinen verstehenden Zugang zu finden, nicht heraus. Mit dem Begriff der projektiven Identifikation wurde in letzter Zeit in der DPV häufig gearbeitet. Für manche stellt er quasi ein neues Paradigma dar, das — wie vor einigen Jahren Kohuts Lehre — begeistert, wenn auch reichlich verspätet, aufgenommen wurde, mit der naheliegenden Gefahr der Einseitigkeit. Dem Bedürfnis, alle seelischen Vorgänge *einer* Theorie zu subsumieren, verfallen manche Kolleginnen und Kollegen auch heute noch allzuleicht.

Ich wende mich noch einmal den Londoner Verhältnissen in den fünfziger Jahren zu. In den Seminaren Anna Freuds gab es nicht nur anregende intellektuelle und analytische Debatten, sondern auch einen gewissen Mangel an Spontanität. Die Atmosphäre war oft eher bedrückend. Sicherlich ganz gegen ihren Willen repräsentierte Anna Freud ein — um Freud zu zitieren — »Oberhaupt, das zur Unterweisung und Abmahnung bereit war«. Auch hier galt es, wie bei Melanie Klein, die zeitlich und inhaltlich »richtigen« Deutungen zu geben, den Patienten »wirklich« verstanden zu haben, die »richtige« Theorie und Technik anzuwenden. Dennoch waren diese beiden Protagonistinnen der bedeutendsten psychoanalytischen Theorien in London (wie auch andere Analytikerinnen und Analytiker) von großer Originalität und offen für neue Ideen, wenn sie sie als solche zu erkennen vermochten, während in der DPV die Theorien Freuds als endgültig feststehend wiedergegeben wurden, ohne genügend daran zu erinnern, daß Freud immer bereit war, seine Lehren zurechtzurücken oder abzuändern und sich von empirisch nicht haltbaren Hypothesen zu trennen. Wie aber soll sich nun ein angehender Analytiker verhalten, wenn es viele nebeneinander bestehende, einander ergänzende oder auch ausschlie-

ßende psychoanalytische Theorien gibt, die er doch nur beschränkt — je nach dem jeweiligen Institut, in dem er zur Ausbildung angekommen ist — annehmen darf, und die er im übrigen auch nur so weit kreativ verwenden kann, wie er in seinem eigenen analytischen Selbstverständnis gekommen ist. Gewiß, er kann sich die verschiedenen Theorien lesend und lernend aneignen, soweit er die Zeit und die intellektuelle analytische Kraft dazu hat; ist es aber nicht natürlich, daß er sich nur für diejenigen idealisierend begeistern kann, die in seiner Gruppe, von seinen Lehr- und Kontrollanalytikern jeweils akzeptiert werden? So hängt er/sie in doch recht fortgeschrittenem Alter mehr oder weniger ängstlich — natürlich auch voll inneren Widerstands — am Mund seiner Lehranalytiker und Supervisoren. Welch eine erniedrigende Situation! Und wie soll er dann fähig werden, wie Paula Heimann zu sagen pflegte, sich im Zweifelsfall seinen Patienten gegenüber »natürlich« zu verhalten? Sie meinte damit etwas Ähnliches, was bei der von Cremerius zitierten Pannediskussion 1976 formuliert wurde, daß nämlich der Analytiker derjenige sein solle, der es dem Patienten ermögliche, »to get along together«. Das heißt eigentlich nichts anderes, als daß man ein Verständnis für den Patienten entwickelt, das aus dem eigenen, kritisch betrachteten Selbstverstehen kommt; daß der Analytiker seine Erfahrungen mit sich und anderen nutzt und zugleich von sich selbst absehen kann, um dadurch den anderen wirklich als anderen wahrzunehmen. Man könnte es auch mit den Worten Rolf Vogts ausdrücken: »[. . .] durch verstehenden Umgang mit sich selbst den anderen nicht im Sinne eigener Bedürfnisse zu benutzen und ihm dadurch einen Weg zu öffnen, der sein eigener ist« (1986, S. 143). Das befähigt die Patienten, ihre Geschichte so zum Sprechen zu bringen, daß darin ihr eigener Gehalt Ausdruck finden kann. Mit anderen Worten, nur wenn auch der Patient in gemeinsamer Arbeit mit seinem Analytiker seine eigene Geschichte selbstkritisch entdeckt und sein eigenes Verhalten kennen und verstehen gelernt hat, kann er auch seine eigene Art des Denkens nutzen, um den anderen als anderen zu verstehen und ihn nicht zu einem Teil seines eigenen Selbst zu machen. Wenn der Analytiker versucht, Ähnliches bei anderen zu entdecken, um es im Vergleich verstehen zu lernen, lernt er gleichzeitig, Unterschiede wahrzunehmen, die das eigene Wissen um das seelische Erleben der anderen erweitern. Nur so kann analytische Erfahrung genutzt und weitergegeben werden. Lesen, verbunden mit intellektueller Kenntnis allein genügt nicht, obwohl trans-psychoanalytische Allgemeinbildung für einen Analytiker sicherlich unabdingbar ist.

»Sein Wissen zu erweitern, das scheint mir für einen Analytiker von

größter Bedeutung, damit er sich nicht monokausal auf einen Erklärungszusammenhang beschränkt«, betont Cremerius (1986). Er hat recht, es geht darum, *mehrere* Theorien nebeneinander bestehen zu lassen, sich durch sie anregen zu lassen, um den Patienten, sich selbst und die Welt, in der man lebt, besser verstehen zu lernen.

Anna Freud hat wiederholt betont, daß ein Analytiker auch außerhalb seines Berufes über Kenntnisse in der Soziologie, Religion, Literatur, Historie verfügen solle, da sonst seine Kenntnis vom Patienten zu eng umgrenzt sein werde. Aus diesem Grund forderte auch Freud, daß der Analytiker, sich mit den dem Arzt fernliegenden Gebieten, wie Kulturgeschichte, Mythologie, Religionspsychologie und Literaturwissenschaft beschäftigen müsse. Ohne eine entsprechende Orientierung auf diesen Gebieten stehe der Analytiker einem großen Teil seines Materials verständnislos gegenüber. Denn ohne Wissen darüber, welchen Einflüssen das Individuum in einer bestimmten historischen Zeit und in einer bestimmten Gesellschaft ausgesetzt ist, fehlt dem Analytiker die Grundlage für die Beurteilung, welche Einflüsse sein eigenes Wesen, sein eigenes Verhalten, seine eigenen Konflikte wie diejenigen seiner Patienten geformt haben. Das heißt, je intensiver sich ein Analytiker um eine Allgemeinbildung bemüht, umso eher kann er die Mehrdimensionalität der Einflüsse wahrnehmen, denen seine Patienten, wo immer sie herkommen mögen, ausgesetzt sind.

Wenn man sich als Analytiker(-in) für Soziologie, Geschichte, Politik, last not least Frauenfragen interessiert, das Wissen auf diesen Gebieten dem eigenen hinzufügt, aber gleichzeitig nicht versäumt, das eigene Wissen an andere Wissenschaften weiterzugeben, um gemeinsam erweiterte Erklärungsmöglichkeiten zu finden, dann ist man noch lange nicht, wie manche Analytiker kürzlich abschätzig verlauten ließen, »die Magd« oder besser der Sklave der Politik, der Psychiatrie, der Frauenforschung, der Historie etc., im Gegenteil, man wird das komplizierte Beziehungsgeflecht zwischen individueller Lebensgeschichte und Kultur und damit das Leiden seiner Patienten im Kontext gesellschaftlicher Deformation besser verstehen können.

Cremerius spricht von der Spaltung vieler Analytiker, die als Privatmann oder als Privatfrau die Entwicklung der Psychoanalyse zur Normalwissenschaft unterstützen, aber gleichzeitig als Funktionäre institutionelle Strukturen hinnehmen, die dem kritisch-analytischen Geist der Psychoanalyse diametral entgegengesetzt sind. Wie aber soll man diese Spaltung vieler Analytiker und die Weitergabe dieser Spaltung an viele keineswegs mehr allzu junge Analytiker in Ausbildung verhindern? Wir

kämpfen darum, gewiß, aber eine Lösung haben wir bisher noch nicht gefunden. Ich denke auch, das müssen wir Älteren weitgehend den Jüngeren und ihrer Fähigkeit, kritisch zu denken, überlassen, wie auch das Trauern über eine versäumte Trauer ihre eigene Aufgabe ist, mit deren Hilfe — wenn sie rechtzeitig erfolgt wäre — die gegenwärtige deutsche Psychoanalyse wahrscheinlich anders aussähe, als das heute der Fall ist. Nach wie vor identifiziert sich der Kandidat weit eher mit seinen Institutionen, mit deren Vorurteilen und Hierarchien als mit der Vielfalt der Theorien, die er noch gar nicht zu übersehen vermag, oder denen er nur mit vorgefaßten Meinungen begegnet. Trauerarbeit und damit natürlich auch Erinnerungsarbeit ist ihm eher fremd. So kommt es, daß nicht etwa Hitler, nicht das Göring-Institut und die Anpassung der damaligen Analytiker an die NS-Zeit, nicht versäumte Trauer, sondern »Mitscherlich« an allem schuld ist, wie man kürzlich aus einer Versammlung der FPV hörte.

Ein Analysand aber, der sich derart mit seinem Institut identifiziert, wird sich in aller Regel auch mit dessen Vorurteilen und mit der an ihm favorisierten Theorie begnügen, erscheint sie ihm doch als die einzig richtige. Die Rigidität der Identifikationen entspricht dann der Enge seines Welt- und Menschenbildes. Auch die dort eventuell praktizierte Idealisierung neuer Theorien wird er mitmachen, was oft mit dem Vergessen älterer Theoriebestandteile einhergeht. Ist aber ein Analytiker in Ausbildung tatsächlich durch Anpassung zur Charakterlosigkeit verurteilt? Manchmal scheint es so, aber vielleicht handelt es sich nur um dieselbe Spaltung, wie er sie bei seinen Vorbildern, den Lehr- und Kontrollanalytikern täglich wahrnimmt. Als Funktionäre unterstützen sie bestimmte Verhaltensweisen, Vorschriften, Vorurteile, die dann als »analytische Identität« ausgegeben werden, als Privatmenschen können sie durchaus andere Ansichten vertreten und z. B. das jetzige Ausbildungssystem als unanalytisch charakterisieren. Es bleibt aber dabei: Kompetenz ist im Ausbildungssystem weit weniger gefragt, als Anpassung an die jeweilig gewünschten »Werte«, die man als psychoanalytische »Identität« und als »wahre Psychoanalyse« verkauft, wenn auch hinter vorgehaltener Hand ganz andere Ansichten toleriert und vertreten werden. Mut und Aufrichtigkeit gehören leider immer noch nicht zu den hervorstechenden Eigenschaften der gegenwärtigen deutschen Analytiker.

(Anschrift der Verf.: Dr. Margarete Mitscherlich-Nielsen, Myliusstr. 20, 6000 Frankfurt a. M. 1)

Summary

*Theory in crisis.* The author criticises the narrow-minded approach to theory within institutionalized psychoanalysis. Only by continual questioning of our habitual thought patterns do we have a chance of recognizing individual and collective structures of prejudice whether in training or treatment and to detach psychoanalysis from its ahistorical, ideologizing rigidification.

BIBLIOGRAPHIE

- Cremerius, J. (1986): Theorie in der Krise. In: H. Luft und G. Maass (Hg.) (1986): Theorie und Technik in der Veränderung. Arbeitstagung der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung in Wiesbaden vom 19. 11.—22. 11. 1986. Hofheim, Wiesbaden (Selbstverlag), 84—94.
- Freud, S. (1923 a): »Psychoanalyse und »Libidotheorie«. GW XIII, 209—233.
- Vogt, R. (1986): Psychoanalyse zwischen Mythos und Aufklärung oder Das Rätsel der Sphinx. Frankfurt (Qumran im Campus Verlag).